
Jürgen Krätzer

Von Bewunderern, Umgangs- und Sprachformen

Die Political Correctness frisst ihre Kinder

Nach kabarettistischem Reflex (von 1988!) und philosophischem Exkurs beginnt dieser Text nur scheinbar mit etwas Drittem: der Tilgung von Gomringers *avenidas*- Gedicht (das übrigens *ciudad* – »Stadt« – titelt) an einer Berliner Bildungseinrichtung. Die mit Sexismus-Vorwurf belasteten Zeilen lauten in der deutschen Übersetzung »Allein und Blumen und Frauen und / ein Bewunderer« (der vollständige Text ist im Beitrag von Andrea Heuser nachlesbar). Im Fall Gomringer tröstet auch der Hinweis nicht, dass dieses Gedicht ohne diese *Maßnahme* (Brecht lässt grüßen) kaum eine solche Popularität erhalten hätte: Vielerorts wurde das Gedicht öffentlich gemacht. Das Bewundern von Frauen mache diese »zu Objekten«, hieß es; der Reflex, zum Museumssturm aufzufordern, um alle Aktbilder zu entfernen, ist als öffentliche Provokation längst Realsatire geworden.

Ist den Correctness*innen eigentlich klar, wie nah sie zumindest bezüglich des »Objektvorwurfs« den Auffassungen radikaler Islamisten sind: Bildverbot (und Burkagebot)? Keine »Objekte« eben; übrigens kann man durchaus auch der Auffassung sein, dass mit der Verhüllung der arabische Mann diskriminiert wird, denn der muss offenbar von jeglicher realen wie bildlichen Sichtung von Weiblichkeit ferngehalten werden, um sich sittlich zu verhalten. Die Burka jedenfalls hätte vermutlich die Bewunderung des lyrischen Ichs in jenem angefeindeten Gomringer-Gedicht verhindert. Man kann dieses Gedicht eben auch ganz anders lesen: Auch in unseren Gefilden können sich Frauen erst seit wenigen Jahrzehnten im öffentlichen Raum ohne männliche Begleitung ungezwungen bewegen – und in anderen Regionen ist dies noch immer nicht möglich. Ist das nicht eine Feier wert, dass Frauen im öffentlichen Stadtbild so selbstverständlich sind wie eben Allein und Blumen? Gomringers Gedicht wurde Anfang der fünfziger Jahre geschrieben – zu jener Zeit war Frauen auch in der Bundesrepublik noch vieles verwehrt.

Wohin bewegen wir uns? In der überhitzten Debatte wird alles zu einem Brei verrührt – die Vergewaltigung, die Zote, ein unzüchtiger, ein bewundernder Blick, eine beleidigende Äußerung und das (mehr oder weniger geglückte) Kompliment. Wenn aber solcherart Ebenen vermengt werden, werden die Opfer von Gewaltverbrechen geradezu verhöhnt; merkwürdig, dass dies offenbar nicht bedacht wird. Auf der anderen Seite fällt in der Konsequenz nun vermutlich jeg-

liches Begehren – Achtung, Grenzüberschreitung! – unter Verdikt, geschweige denn, dass ein Vollzug in aller gebotenen Gelassenheit legitimiert wäre (in Schweden wird ein Gesetz diskutiert, das Sex nur mit beiderseitiger schriftlicher Einwilligung erlaubt).

Auch werden zwischenmenschliche Umgangsformen außer Kraft gesetzt: Schlichte Höflichkeitsformen beispielsweise – es sei »gönnert«¹, wenn ein Mann der Frau den Koffer trage, hieß es (*Stern* 15.2.18), vom Türaufhalten usw. ganz zu schweigen. An einigen Schulen und Hochschulen wagen es die Lehrenden nicht mehr, vertrauliche Gespräche hinter verschlossenen Türen zu führen: Gespräche mit Studenten und Studentinnen über ihre Krankheit, einen Pflegefall in der Familie oder schlicht Lebenskrisen – all dies verbietet aber Öffentlichkeit, die offene Tür erfüllt in diesen Fällen den Tatbestand der unterlassenen Hilfeleistung. Einen wesentlichen Teil der Dinge nur noch durch den Sehschlitz des Sexismus zu betrachten, birgt nicht zuletzt die Gefahr eines Zivilisationsbruchs in sich: Die Unschuldsumutung wird außer Kraft gesetzt. Es reichen Anschuldigungen, um Menschen zu beschädigen: Alle Macht der Schauspielerin und dem Schauspieler, die nicht besetzt wurden, der Studentin und dem Studenten, die eine schlechte Note erhielten, und allen Geltungssüchtigen, die einfach nur mal im Rampenlicht stehen wollen ... Furcht vor Denunziation ist aber ein klassischer Mentalitätszustand in Diktaturen. Ein solches Klima ist katastrophal für alle Beteiligten – nicht nur für die Tatverdächtigen, sondern auch für jene Frauen (und Männer), denen wirklich Gewalt widerfahren ist.

Noch einmal – und schon, dass es nötig scheint, dies zu betonen, zeigt, wie absurd die Situation ist: Es geht nicht um Strafrechtsbestände (an dieser Stelle müssten alle Menschenrechte aufgelistet werden), und ja: die meisten Gewaltverbrechen werden von Männern verübt: Was einst evolutionärer Vorteil war, ist jetzt zivilisatorische Schande. Zu Recht und Punkt. Natürlich sind auch nichtjustiziable Machtauskostungen widerlich: Aber warum lassen sich so viele darauf ein? Und zwar auch jene, die nicht von sich aus auf die Alpha-Tiere fixiert sind? Ja, man (mit einem »n«) muss Karrierehindernisse in Kauf nehmen – aber mehr auch nicht. Schlicht Opportunismus ist das, wie diesen eben auch jene pflegen, die als längst Glaubenslose in der Kirche bleiben, um sich keine Jobchancen zu verbauen, oder jene, die (nicht nur) in Diktaturen in die staatstragenden Parteien eintreten, um die Leitern hochzusteigen, oder schlicht jene, die dem Chef Honig ums Maul schmieren ... Hier gilt: Wenn sich mehr verweigern – oder gar wehren – würden, wären die Verhältnisse andere. Es lebe die Ohrfeige für Übergriffe jeglicher Couleur – und dies ist im wörtlichen wie übertragenen Sinn gemeint.

In dem in Behörden kreis(ß)enden Periodikum *Arbeitsrecht im Betrieb* (1/18, downloadbar als pdf) fragt Silke Martini: Ist Feminismus noch zeitgemäß? In diesem Text werden weitere Probleme dieses verminten Feldes (und dies ist kein Enzensberger-Zitat – s. Andrea Heuser) deutlich: Der leider nach wie vor, nicht nur meines Erachtens viel zu kurz kommende Tatbestand ökonomischer Benachteiligungen legitimiert eine Haltung, mit der zunächst anders denkende Frauen abgewatscht werden. Zu beobachten war dies ja bereits an diversen Reaktionen auf die Wortmeldung von prominenten Französisinnen in der Tageszeitung *Le Monde*, die aus einer sehr selbstbewussten Haltung heraus die teilweise aus den Fugen geratene Diskurshaltung öffentlich kritisierten und für erotische Freiheit plädierten. Dies verteidigt auch Svenja Flaßpöhler: »Eine potente Frau begreift sich nicht als Spiegel des Mannes, sondern verfügt über ein eigensinniges Begehren. [...] Eine potente Frau wertet die Sexualität des Mannes nicht ab, sondern die eigene auf. [...] Mein Anliegen ist es, Frauen zur Aktivität zu ermutigen [...] aus dem Sexuellen auch ins Existenzielle, ins Berufliche hineinwirkend« (*ZEIT* 3. 5. 18). Silke Martini bleibt in Deutschland, ihr Fallbeispiel ist Ronja von Rönnes Beitrag zum Thema (*Die Welt*, 8. 4. 2015): »Wenn ich mich benachteiligt fühle, stelle ich direkte Forderungen und keinen Antrag an eine Gleichstellungsbeauftragte.« Martinis Kommentar: »Eine junge, gut ausgebildete Frau, die es eigentlich besser wissen müsste.« Soll Frau tatsächlich die Dinge nicht in ihre eigenen Hände nehmen und wieder entmündigte Schutzsuchende sein? Keine Frage, dass die / der Gleichstellungsbeauftragte Anlaufstelle für anders nicht lösbare Probleme sein sollte – wie eben der Personalrat auch. »Es ist tatsächlich auffällig«, so noch einmal Svenja Flaßpöhler, »dass diese Initiative [#MeToo] alles von den Männern beziehungsweise vom Staat, aber nichts von den Frauen selbst verlangt. [...] Das ist unterkomplex und macht Frauen klein, statt sie zu stärken.« »Viele Frauen unter 30 Jahren«, klagt Frau Martini weiter, »haben keinen Zugang zum Feminismus. Das liegt *fatalerweise* [Hervorhebung JK] daran, dass sie aufgrund der Fortschritte in der Bildungspolitik oft noch keine Diskriminierungserfahrung gemacht haben.« Im Anschluss wird daher ein Überblick über die historische Entwicklung der Frauenunterdrückung und -bewegung von der Französischen Revolution über das Grundgesetz der Bundesrepublik bis heute gegeben. Vollständig ignoriert wird hierbei jedoch die doch recht andere Sozialisierung von Frauen in der DDR ... und das, wo Ignoranz doch ein Hauptanklagepunkt ist.

Manchmal scheint es, als ob der feministische Kampf gegen die Männerdomänen wenigstens auf dem Gebiet der Sprachpolitik sichtbare Erfolge vorweisen will: Das tut freilich nicht den ungerechten Verhältnissen weh, sondern

nur der Sprachästhetik. Immerhin einigermaßen preiswert, also unterstützen dies auch genügend Männer. Was mit dem Binnen-I begann, das inzwischen zum genderneutralen Nichtbuchstaben * mutierte (Mutation ist ein neutrales Wort der Evolution, das etwas beschreibt, nicht wertet), führt gegenwärtig zu einer mentalen Verschiebung leider nicht im Sinne einer wirklichen Emanzipation aller Menschen, sondern zu formalen Zwängen äußerer Formen – bang wird einem, wohin die Reise noch gehen mag.

Und dies in gutgemeinter Correctness auf allen Gebieten: Dass der »Neger« aus den Kinderbüchern verschwindet – der »Negerkönig« etwa aus *Pippi Langstrumpf* –, hat angesichts anhaltender rassistischer Probleme sowie veränderter Sprachnormen und Wertegefüge viele Befürworter gefunden. Im Kulinarischen ist der »Negerkuss« wahrlich verzichtbar (Wie lange hält sich noch das »Zigunersteak«?) – am Vorabend des I. Weltkrieges mussten in Paris übrigens alle deutschen, in Berlin alle französischen Gerichte von den Speisekarten getilgt werden –, in der Kunst wird dies aber problematischer. Nachdem die Behördenschriften allerorten »gegendert« werden müssen, legt sich diese Leselupe auf alle Bereiche: Wer könnte sich alles ausgegrenzt, benachteiligt, beleidigt fühlen?

Ein zwischen Behördlichkeit und Kunst stehender Text wurde ja jüngst bereits auf Möglichkeiten der Genderneutralität abgeklopft: Die Nationalhymne. Mit der Nationalhymne haben die Deutschen aber ohnehin kein glückliches Händchen: Im Nationalsozialismus wurde nur die erste Strophe vom *Lied der Deutschen* gesungen, in der Bundesrepublik gilt die dritte (die erste ist territorial aggressiv, die zweite schlicht peinlich), die DDR hatte eine eigene, ließ zuletzt aber den ganzen Text weg (»Deutschland einig Vaterland«) und war dann selbst bald verschwunden – die Chance, mit der Wiedervereinigung auch diesbezüglich einen Neuanfang zu setzen, wurde vertan.

Doch zurück zum Thema, zu Sprache und Sprachregelung: Alle Menschen ausdifferenziert zu benennen, ist schlicht unmöglich, noch nicht einmal in der Genderfrage, wie die von LGBT zu LSBTTIQ erweiterte Abkürzung zeigt. Dieses Sprachungetüm, das als Abkürzung für Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Transsexuell, Transgender, Intersexuell und Queer steht, ignoriert wiederum selbst: die Heterosexuellen und die Asexuellen zum Beispiel (die Zählung der Geschlechtsvarianten variiert inzwischen irgendwo zwischen fünfzig und sechzig). Ein weites Feld für die Genderforschung; eine Dokumentation des Deutschen Bundestages spricht von inzwischen 185, der Tagesspiegel sogar von 250 Gender-Lehrstühlen (die Differenz resultiert aus den Zuweisungen: Wird z. B. eine Literaturwissenschaftlerin mit theoretischer Genderausrichtung der Literaturwissenschaft oder der Genderforschung zugeschlagen?). Tendenz steigend, andernorts werden zugleich ganze Institute geschlossen. Warum bedenkt

eigentlich niemand, dass eine Reduktion auf Genderfragen den Menschen als entschieden komplexeres Wesen in seiner Gesamtheit ignoriert?

Auch ein aus den Nöten der Sprachökonomie allerorten zu findendes Ausweichen auf Partizipalkonstruktionen ist unsinnig, weil sprachlich falsch: »Student« und »Studentin« zeigen einen Status an, ob sie aktuell auch »Studierende« (und nicht zum Beispiel Weltreisende) sind, lässt sich daraus nicht schlussfolgern. Und wie sollen Sätze wie »Paul und Paula sind Lehrer«, pronominale Sätze wie »jeder / niemand, der ...« oder Redewendungen wie »der eine oder andere mag denken« gegendert werden? Was machen wir mit unserem Freundeskreis? Oder Worten wie »Mittäterschaft«? Und müssten nicht alle Männer permanent beleidigt sein, weil es von manchen Wörtern nur die männliche Form gibt: Depp, Trottel, Proll, Dummkopf, Mitläufer, Nerd, Wutbürger ...? Ja, es gibt auch weibliche Formen wie Flasche usw. – doch auch die treffen oft eher die Männer. Oder Wörter, die niemandem gerecht werden: das Femininum die Mannschaft zum Beispiel – so tituliert müssen Fußballer und Fußballerinnen antreten (correcter Hinweis: auch alle anderen Mannschaften sind mitgemeint). »Wer eine Polizistin beschimpfen will, muss zu einer Ableitung greifen: »Bullin« (nicht: Kuh)«, merkt Helmut Glück an, der noch auf weitere Dinge verweist (FAZ 2. 5. 18): Etwa dass die Endung -er ein grammatisches, kein sexuelles Maskulinum ist. Bei Berufen kann man das noch leugnen, aber selbst da wird's problematisch: Wollen wir Bürger*innenmeister*innen? Auch gehen wir noch immer zum Friseur, zum Zahnarzt ... Glück führt noch das schöne Beispiel »Meisterschaftsteilnehmersprecher« an: »diesen müsste man dann zu Meister- und Meisterinnenschaftsteilnehmer und -teilnehmerinnensprecher und -sprecherin gendern«.

Dass mit Sprachregelungen (und -verboten) Normen gesetzt werden, ist eine Binsenweisheit; darüber nachzudenken und im konkreten Einzelfall (meine Zahnärztin usw.) genau zu sein, sollte eigentlich so selbstverständlich sein wie anderes auch. Dass dem nicht so ist, zeigte freilich die Rechtsprechung gegenüber einer Kundin, die nicht als Kunde angesprochen werden wollte. Das ist schlicht absurd; Individuen sind sprachlich anders zu behandeln als Gruppen. Andererseits sind aber selbst solche Fälle alles andere als einfach: es heißt »sie ist Professorin für ...«, aber »Frau Professor XY« ... Und wenn die beste Mitarbeiterin oder der beste Mitarbeiter gelobt wird: Bezieht sich dies tatsächlich nur auf den jeweils weiblichen oder männlichen Teil der Belegschaft? Manche meiner (in diesem Fall tatsächlich:) Studierenden gehen aus sprachökonomischer Not bei der Pluralverwendung inzwischen zu zwei Lösungen über: Sie hantieren mit Abkürzungen wie LuL (Lehrerinnen und Lehrer) – vielleicht ja hergeleitet von lol (laughing out loud) – oder sie gehen wieder zum generischen

Maskulinum über, freilich stets mit der Fußnote, »dass damit alle männlichen und weiblichen Vertreter der Spezies gemeint sind« (doch laut LSBTTIQ ist ja auch dies nicht korrekt).

Ach, was für Zeiten, in denen solche Fußnoten überflüssig wären!, seufzt Don Quichotte.

Was aber, wenn jegliche Kunst tatsächlich nach den Maßstäben der Political Correctness vermessen würde? Nach der Eliminierung des »Negerkönigs« *Pippi Langstrumpf* beispielsweise gänzlich verboten wird? Das Argument liegt auf der Hand: Ein Mädchen mit merkwürdigen Strümpfen, gibt das nicht den Pädophilen Vorschub? Für Caravaggios *Amor* wird dies inzwischen ja ernsthaft diskutiert. Und was ist mit Goethes *Heidenröslein*, wo »im hingeträllerten Refrain der Terror verplätschert« (Ruth Klüger)? *Faust*? *Hamlet*? Und in welchem Liebesgedicht, in welchem Lied würde der, die oder das Gegenüber nicht zum »Objekt«? (Man lese hierzu übrigens Ruth Klügers wunderbar bissigen, aber eben nie verbissenen Texte; ich habe mich da, als Mann, mehrfach ob meiner oberflächlichen Lektüre ertappt gefühlt.) Ein besonders heikler – und immer wieder diskutierter – Punkt ist auch die (nach welchen Maßstäben auch immer) moralische Integrität des Künstlers. Das fängt bei Goethe an und hört beim Index für Kevin Spacey auf. Einige Werke werden allerdings schon arg suspekt. Nimmt man etwa die sehr deutlichen pädophilen Neigungen von Lewis Carroll zur Kenntnis, lassen sich die Abenteuer von Alice im Wunderland nur noch mit gesträubtem Nackenhaar lesen: Der entsetzte Blick eines Kindes auf eine unbegreifbare, weil sexualisierte Schreckenswelt.

Und was machen wir mit Schillers Franz Moor samt »Mohrenmaul« und »Hottentottenaugen«? Der Darstellung der Ureinwohner in *Robinson Crusoe*? Und was mit Tom Sawyer und Huckleberry Finn? Der ganzen Bibel? Den antiken Mythen? Kerstin Hensel machte merkwürdige Erfahrungen als Gastdozentin in den USA: Dort sind die Lehrenden verpflichtet, eine »Trigger-Warnung« zu geben »vor im Kunstwerk immanenter Erotik, Sex, Gewalt, Krieg, vor schrägen Ansichten, politisch, moralisch, ethnisch, religiös oder gendermäßig Unkorrektem. Im Fall des Vorhandenseins solcher Szenen, dürfen die Lernenden den Unterricht verlassen.« (*Kursbuch* 191) Welches Kunstwerk darf da noch Unterrichtsgegenstand werden?

Und was, wenn die Bilder aus den Museen (erst die Akte, dann Menschen-darstellungen überhaupt, schließlich werden Menschen auf Bildern stets zu Objekten – und die Plastiken erst!) wirklich verbannt, jegliche Literatur und Kunst erst durchforstet, dann selektiert werden unter den strengen Augen der Correctness?

Es ist beängstigend: Ohne wirkliche äußere Zwänge, denen Menschen in

Diktaturen ausgesetzt sind, formieren sich immer härtere Fronten, Pawlowsche Sabber- sind längst zu Beißreflexen in unserer Diskurskultur geworden, gleichgültig, auf welcher Ebene: Wer die Politik Israels kritisiert, läuft Gefahr, in die Ecke des Antisemitismus gestellt zu werden, wer Probleme mit Migranten anspricht, in die rechte Ecke, plädiert man aus sprachästhetischen und manchmal auch -logischen Gründen fürs generische Maskulinum, ist man ein Machismo-Dinosaurier. »Schämt euch!«, skandiert der sich stets im Recht wähnende Chor. Man schaue sich nur die Leserschriften auf die Artikel von Jens Jessen und Bernd Ulrich an, die sich zum Genderdiskurs sehr ausführlich insbesondere zu Fragen der Schuld und Schuldzuweisung zu Wort gemeldet haben: Viele Leser und vor allem Leserinnen reagierten mit Befindlichkeiten und Beschimpfungen, höchst selten war ein differenzierendes Argument vernehmbar (*ZEIT* 5./12./19. 4. 18). Besonders eigentümlich muten jene nicht nur dort zu lesenden Wortmeldungen an, die die Meinung vertreten, dass nach jahrtausendelanger Unterdrückung der Frau nun der Mann gefälligst auch erst einmal einiges einzustecken und dazu zu schweigen habe. Das aber ist eine Haltung, die wir aus der Geschichte mit höchst fatalen Folgen kennen: Köpft die Adligen, in den Gulag mit dem Bourgeois, dem Kulaken. Natürlich wär es unsinnig, mörderische Systeme mit Sprachregelungen gleichzusetzen, doch die Ähnlichkeiten der Legitimierungsdiskurse sind nicht zu übersehen und erschreckend.

Nicht nur absurd, sondern gefährlich wird es, wenn Gender-Correctness aus der Sprachregelung heraustritt, zu einer »Biologisierung des Denkens« führt und Verhaltensnormen diktiert (s. »Trigger«). Noch einmal Kerstin Hensel über ihre USA-Erfahrung: »Eine Professorin wird angezählt, weil sie das ›Flirten zwischen Studierenden auf dem Campus‹ nicht Sexualdelikt nennt, sondern ›normales jugendliches Verhalten‹«. Wir können aber auch ins liberale Schweden schauen: Dort werden an der Universität Lund Lehrinhalte bzw. die Lektüreliste auch der Forschungsliteratur einer Quotenregelung unterworfen – und Lehrangebote können nun nicht mehr realisiert werden können: Es gibt aber eben Themen, bei denen Männer die Verfasser von Standardwerken sind.* Ja, die Geistesgeschichte ist männerdominiert, und ja, es wird Zeit, dies zu ändern. Rückwirkend lässt sich dies jedoch nicht machen, es sei denn, »Big Sister« regelt es in der Realität wie einst Orwells »Big Brother« in der Fiktion. Denkverbote sind ein eindeutig falscher Weg, Freiheit ist ein sehr kostbares Gut – der Lehre, des Wortes, der Kunst und im Leben sowieso.

Ganz ähnlich auch ein weiteres Element der PC: die »Cultural Appropriation«, die »kulturelle Aneignung«. Problematisch wurden bisher diesbezüglich u. a. der Bumerang als Designermodeobjekt, Weiße, die Rasta-Locken tragen, Elvis, der als Weißer den Blues für sich nutzte – oder jüngst die israelische ESC-Gewinne-

rin wegen ihres asiatischen Outfits. Entstanden aus dem Missverhältnis, dass (vor allem:) Weiße mit kulturellen Adaptionen Profite realisieren, wird nun alles und jegliches gescannt und teilweise gehandelt, als wär eine mittelalterliche Ständekleiderordnung in einer längst postmodernen, globalisierten Lebenswelt wieder ein erstrebenswertes Modell. Abgesehen davon, dass der im Spiegel der Kolonialgeschichte natürlich legitime Ansatz im doppelten Sinne selbst schnell fragwürdig werden kann: Sollen Herkunft oder gar Hautfarbe tatsächlich als kulturell identitätsstiftend definiert werden (und Afrika dann als Leitkultur für alle Amerikaner, Asiaten, Australier oder Europäer mit dunkler Hautfarbe?) – oder eben als Kategorie für Ab- oder Ausgrenzung? Apartheid reloaded? Ein bemerkenswert ähnliches Phänomen in der Diskurshaltung: Sozialökonomische Ungerechtigkeiten werden anhand von Äußerlichkeiten gewissermaßen stellvertretend verhandelt; die in diesen Stellvertreterkriegen artikulierten Aufgeregtheiten lassen aber das eigentlich zu Verändernde verblassen. Und nicht zuletzt wird offenbar die Gefahr übersehen, dass sich die Kritik sich selbst in das verwandelt, was sie kritisiert: Antirassismus wird rassistisch, Feminismus sexistisch.

Wie also soll künftig unser aller Verhaltenskodex aussehen? Allerorten nur noch Gebote und Verbote in Sprache, Mode, Umgangsformen, weg mit einer grundsätzlich entspannten Laissez-faire-Haltung? Bezeichnenderweise ist in den meisten dystopischen Entwürfen die Gesellschaft von steriler Uniformität gekennzeichnet ...

Wo also sind die Grenzen von Regulierung(sbedarf) und (Kunst-)Freiheit? Plötzlich scheinen die Errungenschaften der letzten Jahrzehnte gefährdet und eine Art Gegenreformation auf dem Vormarsch zu sein. Und das allerorten: Korrespondiert dies doch mit einer weltweit zu beobachtenden Tendenz, der Wunsch nach »Linie«, wie es im Ostblock einst hieß, nach klaren Orientierungen – und das mit fatalen Folgen: Diese Sehnsucht nach einer rigiden politischen Führung hievt höchst suspekte Personen und Parteien in die Parlamente (da spielt dann offenkundige Frauenverachtung keine Rolle, nicht zuletzt wären diese Wahlergebnisse ohne Frauen nicht realisierbar). Bemerkenswerterweise geschieht dies in Ländern, auf die man bezüglich ihrer Demokratisierungskraft einst achtungsvoll geschaut hat – ausgerechnet diese werden plötzlich zu Vorreitern neuer Rigiditäten: Die USA zum Beispiel, in Frankreich ist es gerade noch einmal gut gegangen – und im einstigen Ostblock ausgerechnet Polen und Ungarn. Oder in den Genderauswüchsen Schweden, wo es hierfür inzwischen sogar einen neuen Beruf gibt: den »zertifizierten Normingenieur«* (wie feminin oder maskulin im Schwedischen dieser Titel gehandhabt wird, entzieht sich meiner Kenntnis).

Und all dies geschieht – und das ist neu – »von unten«, wird nicht von einer wie auch immer ins Amt gekommenen Diktatur verordnet.

Vielleicht muss ja aber auch die Political Correctness im Allgemeinen und der Genderdiskurs im Besonderen übers Ziel hinausschießen, um Ziele überhaupt zu erreichen, wie so viele Bewegungen zuvor. Die Geschichte ist allerdings auch voller Beispiele, wie einst emanzipatorische Bewegungen ins Sektiererische bzw. Diktatorische kippten. Gegenwärtig erinnert man ein halbes Jahrhundert »68er«, eine Bewegung, die viel für die Gleichberechtigung der Frau erreicht hat. Dennoch gab es auch da genügend – von der Duldung Pädophiler bis zur RAF –, was man nur mit Ablehnung begegnen kann. Da hilft auch kein Wissen um den historischen Ansatz und die Zeitumstände. Doch ohne jene Bewegung würden wir heute die in vielen Bereichen so selbstverständlich gelebten Freiheiten nicht haben.

Wie gesagt: ein kostbares Gut. Es sollte nicht leichtfertig verspielt werden.

Nachtrag

Der Text entstand aus einem Thesenpapier, mit dem ich um Beiträge zum Thema bat; inzwischen ist diesbezüglich in den Medien viel geschehen: *die horen* sind eben eine Quartalsschrift. Natürlich bemühte ich mich vor allem, Autorinnen zu Wortmeldungen zu gewinnen. Natürlich? Ist nicht ein Argument ein Argument? Die Schere im Kopf ist also da, die innere Zensur hat mich wieder. Etwas, das ich lange abgelegt hatte und wahrlich nicht misste.

Und auch dies sei an dieser Stelle angefügt: Weder dieser Beitrag noch sonstige spiegeln die Meinung des Verlags wider, manche noch nicht einmal die des Herausgebers.

* <http://www.sueddeutsche.de/kultur/geschlechterdebatte-die-biologisierung-des-denkens-1.3752213>. Nachtrag: Inzwischen gilt auch an der Universität Oxford eine Quotenregelung für Philosophiekurse, vgl. *Zeitmagazin* 15. 5. 2018.